

**Zeitschrift:** Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

**Herausgeber:** Verband Schweizerischer Privatschulen

**Band:** 16 (1943-1944)

**Heft:** 2

**Artikel:** Lehrer von aussen gesehen - und wie wir sind

**Autor:** Kappeler, Ernst

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-850703>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

daten Jobses allgemeines Schütteln des Kopfes. Schon besser ist die Antwort: „Ich eigne mich für den Betrieb, ich kann mit Menschen und Maschinen besser umgehen als mit wissenschaftlichen Dingen“. Erfreulich ist der Bescheid: „Ich möchte nur forschen und möchte neue Heilmittel erfinden“. Da kommt denn allerdings das Problem: Begabung oder jugendliche Begeisterung, romantische Vorstellungen auf Grund von Schilderungen in der Tagespresse oder in irreführenden Büchern à la Mikrobenjäger? Nun, darüber weiß man ja längst Bescheid, die ganz große Begabung, das Schöpferische läßt sich durch keinerlei Prüfungsart feststellen. Der bedeutende Zellphysiologe Warburg wurde noch während seiner Dissertation von seinem Lehrer Emil Fischer als gänzlich ungeeignet bezeichnet. Es wird sich in der Regel erst später, meist sogar erst nach Jahren zeigen, ob jemand fähig ist, selbst zu produzieren. Und so sind wir wieder auf den Anfangspunkt zurückgekommen, das Genialische läßt sich nicht wägen und nicht titrieren, es setzt sich selbst durch.

Ein besonderes Kapitel ist noch die Auswahl für die akademische Laufbahn. Darüber könnten Berufenere als ich lange Vorlesungen halten und ich kann mich darauf beschränken, auf die Stiftung für medizinisch-biologische Stipendien und auf eine im Werden begriffene zweite Stipendienstiftung für weitere Zwecke der Forschung hinzuweisen. Diese Stipendienstiftungen sollen es begabten jungen Forschern ermöglichen nach Abschluß der Studien 2 oder 3 Jahre weiter zu arbeiten, um nachher zu entscheiden, ob sie den dornenvollen langen Weg der akademischen Karriere ergreifen sollen, oder ob sie sich den praktischen Berufen zuwenden wollen. Vom praktischen Standpunkt aus ist zu sagen, daß die Wirtschaft die Massenwirkung der mittleren Begabung braucht, die in diesem Sinn ebenso wertvoll ist, wie die seltene Tätigkeit des Genies, welche auf Jahrhunderte hinaus befruchtet. Genies entdecken zu wollen ist ebenso töricht, wie wenn einer in den Schubladen der Tanten nach einem Basler Täubchen kramt.

## Lehrer von aussen gesehen — und wie wir sind

Von ERNST KAPPELER, Winterthur

**Vorbemerkung der Redaktion:** Im Europa-Verlag von Dr. Emil Oprecht, Zürich (Rämistraße 5) veröffentlichte der bekannte Winterthurer Lehrer Ernst Kappeler kürzlich sein neuestes Buch „Ich glaube an den Menschen“ (211 S.).

Wir fühlen uns verpflichtet unsere Leser auf dieses Buch besonders aufmerksam zu machen. Es reiht sich innerlich den viel gelesenen Schriften Kappelers „Ein Schulmeister spricht“ und „Wort an die Jugend“ würdig an. Im ersten Teil „Jugend in schwerer Zeit“ ist u. a. die Rede „Von der Wahrheit“, „Von der Freude“, „Von der Freiheit“, „Vom Glauben“. Der zweite Teil „Blick in die Schule“ wendet sich den beruflichen und menschlichen Problemen des Lehrers zu: z. B. „Lehrer von außen gesehen — und wie wir sind“, „Rund um die Noten“, „Schule und Politik“, „Ich glaube an den Menschen“. Kein lautes Buch, still, beschaulich wie es Kappelers Art ist. Und doch lebendig in der harten Wirklichkeit verankert, aktuell, weil es aus dem täglichen Leben des Lehrers und seiner Arbeit herausgewachsen ist, von einer beglückenden, stärkenden Melodie erfüllt, von der Melodie unverhärteten, lebendigen und wahrhaft gütigen Menschentums. Wer heute inmitten des entsetzlichsten aller Kriege das offene und feste Bekenntnis abgibt „Ich glaube an den Menschen“, der hat uns etwas zu sagen, besonders uns Jugendbildnern, denn dieser Glaube ist die Grundlage unserer ganzen Lebensarbeit. Dank des Entgegenkommens des Verlages sind wir berechtigt den Lesern der SER nachfolgend ein besonders markantes Kapitel des Kappelerbuches nachfolgend zur Kenntnis zu bringen. Wir freuen uns zugleich der großen Lesergemeinde unserer Zeitschrift mitteilen zu können, daß Ernst Kappeler künftig in der SER in freier Reihenfolge zu aktuellen Lehrer- und Jugendfragen Stellung nehmen wird.

Wie alle Menschen, haben auch wir Schulmeister unsere zwei Gesichter: Eines, das nach außen

schaut, und eines, das nach innen gerichtet ist; aber wie nur bei ganz wenigen, betrachtet man bei uns immer nur das äußere, das vom Staat patentierte Schulmeistergesicht, das Schüler, Eltern und Steuerzahler wohlgenährt und selbstbewußt anblickt, sich ehrerbietig grüßen läßt und in der Schule den Kindern gelassen Strafaufgaben und schlechte Noten austeilt. — Vom andern aber, das nach innen schaut, haben die wenigsten nur eine leise Ahnung.

Und doch trägt auch der verhärtetste Schulmeister in seinem von der Oeffentlichkeit betrachteten Leib noch ein privates Gärtchen mit sich herum, ein verborgenes Stück Erde, dem er zutiefst verwurzelt ist, weil er weiß: Dies ist mein eigenes Land, nicht zertreten von unzähligen Kinderschuh, nicht jede Woche zweimal gereinigt durch einen Abwart, sondern von ihm selbst gepflegt, in der Stille, abseits von der lauten Staatsstraße hohlen, öffentlichen Verständnisses, abseits böswilliger Kritik und all jenen Betrachtern unersichtlich, die in uns nur den verhärteten Beamten suchen und meinen, der freiere Mensch müsse schon längst unter den Knöpfen und Bordüren seines Amtsrockes erstickt sein und brauchte schließlich auch nicht mehr zu leben, da wir doch genug Lohn bekämen, genug Ansehen und übergenug Ferien.

Nur wir allein wissen manchmal um unser inneres Gesicht, und es ist ja auch meistens gut so. Denn gerade öffentliche Figuren, wie es die Lehrer sind, brauchen dringend eine private Zuflucht, in die ihnen niemand zu folgen vermag, wo sie dem

tausendfachen öffentlichen Zugriff unerreichbar ihr eigenes Leben weiterweben können, nicht beeinträchtigt durch die vielen Gespräche, die draußen an seine wohlbekannte Schulmeisterklagewand klopfen, nicht gestört durch die vielen Mäuler seiner Schüler, die fragen, fragen, fragen..., als wüßte er alles und hätte nicht manchmal selbst eine Frage zu stellen, für sein Leben, damit er weiterkomme.

Ich möchte deshalb das Tor zu diesem stillen Stück Erde nicht weit aufreißen, um sie alle hineinspazieren zu lassen; es würde mich später gereuen, wenn ich dann unseren heimlichsten Garten auch noch von den vielen Schuhen zerstampft sähe, die sonst nur auf unserem öffentlichen Leib herumtrampeln.

Ich will Ihnen nur einen Spalt des Tores öffnen, durch den wir zusammen hineinschauen können: Neugierig Sie, ich vielleicht ein wenig beschämt vor so vielen fremden Blicken.

Aber wenn wir diesen Blick aus der menschlichen Liebe tun und aus dem Bedürfnis heraus, einander tiefer und umfassender zu verstehen, damit unser gegenseitiges Urteil gemildert werde und unsere leicht beweglichen Mäuler ein bißchen vorsichtiger sprechen lernen, dann wird uns dieses innere Anschauen eines Menschen zum Gewinn reichen, auch wenn er äußerlich nur ein wohlbekannter, scheinbar schon in allen Winkeln durchschauter Schulmeister wäre.

— Lueged emal, wie dä dethär chunnt! Wänn das kån Lehrer isch! —

Wir können in den Bergen gehen oder in der Stadt, auf Feldwegen oder über gepflasterte Plätze, wir gehen immer und überall wie Schulmeister. Die wohlgepflegte, abgemessene Sicherheit, mit der wir unsere Beine voreinandersetzen, ist unverkennbar; der bestimmte, halb gütige, halb befehlsgeübte Blick, mit dem wir unsere Umgebung betrachten, ist unser Blick, und wer uns grüßt, der weiß: Das ist der Lehrer.

Selbst den Bäumen ist er in ihrer Rinde bekannt und den Häusern in ihrem Gemäuer. Wenn sie unseren Schritt hören, bereiten sie sich auf die Begegnung vor: Die Bäume schütteln die Spatzen von den Aesten und kämmen eilig ihr Laub im Wind, die Häuser pressen, wie Soldaten vor einem Offizier, ihre Läden an den Leib, die sich eben noch frei und unordentlich in den Angeln drehten, und die Bauersfrau fährt sich mit der Hand ordnend über die Schürze. Wer uns begegnet, wird zu unserem Schüler, den wir belehren, tadeln, erziehen.

Das ist unser Beruf. Manche unserer Mitmenschen wünschten wohl, wir blieben mehr in unseren Schulstuben mit unserer Erzieherlust. Aber dann haben sie vergessen, was in einem fettgedruckten Sätzchen in jedes Schülers Zeugnis steht: Daß wir

die Verantwortung in und außerhalb der Schule zu tragen haben. Schlechtes Benehmen, Betragen und Dummheit gehen uns auch in der Welt etwas an, wir sind die mächtigen Ordner und Richtsteller, wir wissen immer das Rechte zu tun und kennen auf jede Frage eine Antwort.

Und ist es denn nicht schön, wenn das wandelbare menschliche Gemüt den sicheren Pol stets gegenwärtig weiß im Schulmeister? Fragen Sie die Lehrersfrauen, wie ihnen das Leben leicht wird, wenn sie ihr Mann täglich belehrt...

Ich weiß, es wäre in unserem eigensten Interesse besser, wenn wir uns nicht allzusehr aus unseren Schulstuben in die Welt wagten, denn wenn wir die Welt belehren wollen, sind wir dann auch für ihre Mißerfolge verantwortlich und müssen sie tragen helfen, Schlechtigkeit, Eigensinn und heute den Krieg.

Und da stehen wir dann mit unseren sicheren Mündern und allwissenden Schulmeisterköpfen in Ohnmacht beschämt abseits und fühlen wieder einmal, wie weit unsere Stärke in Wirklichkeit reicht und wieviel Besseres uns noch zu tun geblieben wäre im kleinen. Denn jeder Krieger war einst ein Knabe, jeder Staatsmann, der heute den Tod verteilt, ging einst in die Schule, zu einem Lehrer, der ihn schreiben, lesen und rechnen lehrte; der ihm sagte, was gut sei und was böse, was man tun dürfe aus Liebe, und was man lassen müsse aus Haß. Hat er es ihm eindrücklich genug gesagt? Hat er genügend auf den Menschen geachtet, oder erzog er nur den Schüler und machte den geschickt?

Doch das gehört schon zu unserem inneren Gesicht.

Was man uns von außen ansieht, ist gewöhnlich kein Zweifel über unser Versagen, im Gegenteil, eine unverkennbare Zufriedenheit über unser Gelingen. Wir sind in den Augen der andern in hohem Maße selbstgerecht und unfehlbar. Der liebe Gott weiß alles, der Schulmeister weiß alles besser. Er ist der Gescheiteste und hat immer das letzte Wort. Nicht nur während seiner Arbeit in der Schulstube, sondern auch während seiner Freizeit in der Familie, im Dorf, in der Welt. Wehe dem, der ihn belehren wollte! Keiner wird es wagen, ihn zu übersteigen, ihn, der sich ein Leben lang daran gewöhnt, Kleinere an seiner eigenen Größe emporzuziehen. Glaubt ihr, ich wisse das nicht schon längst, was ihr mir sagen wollt? Ich bin doch ein Lehrer! Denkt doch daran!

Ja, wir kränkeln an diesem Berufsübel und scheinen oft eingebildet. Scheinen wir es nur? Oder sind wir es vielleicht wirklich?

Lassen Sie mich das Tor zum Gärtchen ein wenig aufstoßen:

Seht, da sitzt der Lehrer auf dem Feierabendbänklein vor seinen Beeten, die Hände im Schoß

zusammengelegt und den Kopf leicht über die Knie geneigt. Wenn man nicht wüßte, daß er ein Lehrer wäre, könnte er auch ein Bauer sein, einer, der nach getaner Arbeit seine Erde beschaut und nachdenkt, ob er alles zum Besten geordnet.

Ja, er hat mit Hacke und Rechen die Erde verfeinert und die Saatsfurchen mit den Fingern gezogen, als säte er so vor dem Samen aus der Krümmung seiner Hand noch etwas Liebe hinein, in der das Neue dann leichter keimt. Mit den Fingern hat er später auch die Erde wieder über die schmalen Gräben gebröckelt und fein zerrieben, fast zu Sand.

Dann fuhr er mit der Handfläche noch einmal über das ganze Beet, ehe er den Himmel wieder über das Land ließ, der es jetzt still und dämmernd bedeckt.

Er kann zufrieden sein, er hat alles getan. Er hätte das Recht, nun ein befriedigtes Schulmeistergesicht zu tragen. Er kann in sein Haus hineingehen oder zum Abendschoppen oder in ein Konzert.

Wer weiß? Vielleicht ist sein äußeres Gesicht auch schon längst gegangen und sitzt irgendwo rechthaberisch und sicher auf einem Stuhl. Aber sein inneres harrt hier aus, am Rande des Ackers, und wartet. Nicht vom eitlen Glanz beschränkten Stolzes beschienen, sondern von denselben Abend-schleiern beschattet, die sich nun auf die Erde legen.

— Ich habe alles getan! — rechet irgendwo der äußere Schulmeister im Kampf gegen eine äußerliche Kritik.

— Ich habe alles getan, was ich vermochte, — denkt der Gebückte über seinem Beet, — aber die größere Arbeit bleibt nun dem Leben, dem Regen, der über den Acker fällt, der Kraft, die meinen Samen ohne meine Hilfe aus dem ewig gültigen Boden treibt. Ich bin nicht das Letzte. Ich weiß es. Innen.

Wir sagen es selten, daß wir nicht die Letzten sind, nicht die Gescheiterten, nicht die, welche alles vermögen. Wir sind uns gewohnt, vor unseren Schülern als Angestaunte und Verehrte zu stehen. Wenigstens dann noch, wenn sie klein sind und wir ihnen groß erscheinen, unnahbar und märchenhaft weise. Wir können rechnen, schreiben, lesen und machen nie einen Fehler. Uns darf niemand tadeln, das wäre fast Sünde. Wir haben die Noten auszuteilen, das Lob und die Strafe, und an dem, was wir verkündigen, ist nicht zu zweifeln.

Das Wort der Eltern verblaßt vor dem Wert des Lehrers während der ersten Schulzeit:

— Du, de Lehrer hät gseit, mer müesid am Mäntig immer e neus Nastuech mitbringe. —

So. Das hat auch die Mutter schon unzählige Male gesagt. Aber gerade, weil sie es schon un-

zählige Male gesagt hat, ist ihre Stimme mit der Zeit wirkungslos geworden. Sie befahl schon seit Jahren, man weiß auch ungefähr, wie sie straft, man kann den Lohn ausrechnen. Des Lehrers Stimme hingegen ist neu, man gehorcht ihr mit wichtiger Miene.

Aber auch nicht allzulange. Denn einmal gewöhnt sich das Kind auch an unseren Tadel und sollte nun wieder einem neuen Befehlshaber unterstellt werden, der ihm frischere Achtung einflößt.

Aber wir bleiben Jahre vor denselben Beeten sitzen und müssen, auch entgegen dem kindlichen Willen, den Samen in sein Erdreich legen, der in ihm keimen soll. Bei einigen möchten sich unsere Fäuste ballen, bei andern können wir sorgend Liebe geben und uns freuen. Wir müssen uns nach dem einen richten und dann wieder nach dem andern, hier lächeln, dort schimpfen, hier uns bücken und dort uns strecken.

Aber einmal sind die Beete dann doch bereitet, so gut es uns gelang, und wir können uns erheben, um nun den offenen Himmel wieder über die jungen Menschen zu lassen, das freie Leben, mit seinen wechselnden Winden, seinen Gewittern und seinem Sonnenschein.

In diesem Augenblick unseres Zurücktretens nach getaner Arbeit erfüllen sich in unserem Innern für eine kurze Stunde der Schulmeister und der Mensch. Sie begegnen sich, und jeder erkennt des andern Recht und Notwendigkeit: Der Lehrer erinnert den Menschen in uns an seine Pflicht, und der Mensch in uns macht den allwissenden Schulmeister immer wieder bescheiden.

— Du bist nicht das Letzte, Schulmeisterlein! —

Das Leben übersteigt dich um Himmelhöhe, und du bist ihm demütig hingelegt wie deine Schüler, selbst ein Acker, der wartet und hofft und glaubt. Dem das Leben die Frucht erst reift und der Tod erst seinen ganzen Sinn gibt.

Und an deinem Acker sitzt wieder der größere Lehrer und weiß, daß Vollendung nie aus einer menschlichen Hand, sondern nur aus dem Himmel kommt, aus Räumen, in die keiner von uns blickt, kein Lehrer, kein Vater und kein Schüler, die uns aber alle bedecken und einschließen, tragen und reifen. —

Erlauben Sie mir, nun die Türe zum Gärtlein wieder zuzuschieben und den Schulmeister erneut von außen zu betrachten.

Oder zur Abwechslung einmal nicht ihn selber, sondern seine Arbeit. Denn auch die hat ein äußeres und ein inneres Gesicht.

Außerlich gehen wir morgens nicht allzufrüh zur Schule, kommen aber vor zwölf Uhr schon wieder nach Hause zurück. Nachmittags haben wir entweder frei oder sitzen während zwei Zeichenstunden fast untätig am Pult und schauen den Schülern zu, wie sie schaffen. Um diese ungewöhn-

liche Arbeitslast tragen zu können, brauchen wir von Zeit zu Zeit angemessene Ferien. Sie geben uns Gelegenheit, neue Kräfte für unseren anstrengenden Beruf zu sammeln. Am besten verbringen wir sie in einem bekannten Kurort, deshalb werden sie uns ja auch bezahlt. Und wenn wir unser Geld nicht hie und da reichlich ausgaben, sähe man uns unseren Wohlstand zu deutlich an, und wir müßten auch heute zu viel Steuern zahlen.

Als ich noch auf dem Lande schulmeisterte, ging ich einmal an einem schönen Nachmittag in einem hellen, neuen Sommeranzug durch das Dorf. Sie wissen, daß es keinem von uns erspart bleibt, und somit auch uns Schulmeistern nicht, ein neues Kleid einmal das erstemal zu tragen. Sie wissen wohl auch, daß es einem dann nie ganz wohl ist in dem neuen Tuch, denn man empfindet neben einem sicher berechtigten Stolz doch immer auch noch etwas wie Scham, weil man so neu und frischgebügelt daherkommt und der Stoff sich einfach noch nicht unserem Körper anheimeln will, sondern in einer fleckenlosen Fremdheit über die leicht frierenden Glieder hängt. Wie ein Schmetterling kommt man sich vor, der sich zum erstenmal in seinem blumigen Flügelkleid in die Luft hebt und nicht recht weiß, wie er sich bewegen soll, weil er sein kriechendes Raupendasein noch nicht ganz ausgeschlafen hat.

Kurz: ich trug mein neues Kleid so unverschämt als möglich, selbst an der gefährlichsten Stelle des Dorfes, am Konsum, vorbei und bemühte mich, den Blick nicht vom Boden zu erheben, als gerade im Augenblick meines mutigen Vorbeimarsches das Ladenglöcklein ertönte. Ich hätte wohl auch jetzt den Kopf noch nicht erhoben, wenn auf der Konsumstiege nicht jene verdächtige Stille entstanden wäre, die gewöhnlich von neugierig betrachtenden Menschen herrührt und unseren Blick unwiderstehlich anzieht. So wagte ich eine kurze Erkundung und sah, wie ich befürchtete: Zwei Frauen standen auf der obersten Treppenstufe vor der Türe, streckten ihre Köpfe fast zu einem vereinigt nach dem defilierenden Schulmeister, dessen blendende Erscheinung ihnen Schritt und Atem und vorläufig auch noch die Worte nahm. Bis er unten in der Straßenkehre um das breite Bauernhaus herum verschwunden war. Dann konnte man sich endlich wieder bewegen und atmete auf und seufzte:

— Mo moll, dä häts meini und vermags! —

— 's Lehrer si rentiert halt doch! —

— Und di nächscht Wuche hät er scho wider Ferie. —

— Wohär hät er ächt das Chleid? Sicher nüd usem Dorf, das wär em zwenig. —

Wahrscheinlich hat sich noch ein umfangreicheres Gespräch aus dem Anblick meines Sommerkleides entwickelt. Denn wie leicht lebt sich doch das menschliche Geschwätz von Hosen auf Herzen, vom Schein zum Sein, vom Auswendigen zum Inwendigen. Und man ist dann ganz sicher, daß man etwas Wahres behauptet, man hat ihn doch gesehen: Er trug ein hochmodernes englisches Flanellkleid für zweihundert Franken.

— Ja, was — zweihundert, dreyhundert —

— Was du nüd seisch! —

Stellen Sie sich vor, wie teuer das Kleid wird, wenn es nachher noch durch weitere zwanzig Minder geht. Und wie der Schulmeister zum Riesenverdiener anwächst, indem man ihm seine neuen Hosen immer wieder um einige Franken verteuert nachwirft.

Man wünschte sich manchmal, in einem alten Gärtnerschurz herumlaufen zu können.

Ich habe noch einen zu Hause, einen grünen, mit einem goldenen Kettchen hinten zum Einhängen. Aber was würde er mir schließlich schon nützen? In den Augen der Mitmenschen bleiben wir ja doch die regelmäßigen Vielverdiener, die sich ohne weiteres jeden Frühling ein neues Kleid kaufen könnten, wenn sie nicht der altbekannte Schulmeistergeiz auf ihre Batzen triebe.

Ja, so ergeht es uns: Kommen wir bescheiden daher, so sind wir sofort in den Augen mancher Betrachter Racker, oder einige meinen:

— Ein Lehrer sollte dann schon ein bißchen mehr auf sein Aeußeres geben, me weiß dänn woll ä!

Gesagt, getan. — Und man wirft uns auf die andere Seite:

— Für em Schuelmeister sini Hose wird ich nüd no meh Schtüüre müese zahle; wänn eine e so cha umelaufe, chäm er au mit e chli weniger Loh us. —

Schließlich: Ja, wenn er wenigstens arbeitete für sein Geld. Aber er hat ja die halbe Zeit frei.

Ja, wissen Sie überhaupt genau, wie viel freie Zeit ein Lehrer gewöhnlich hat? Haben Sie sich's schon einmal ausgerechnet, wie wenig er arbeitet? Tun Sie es schnell mit mir — aber ganz von außen gesehen.

(Schluß folgt)

## Wandtafeln, Schultische etc.

Telephon 92 09 13

Beachten Sie bitte unsere Wandtafeln und Schulmöbel in der Baumuster-Centrale.

Beratung und Kostenvoranschläge kostenlos.

beziehen Sie vorteilhaft von der Spezialfabrik für Schulmöbel:

**Hunziker Söhne, Thalwil**

Älteste Spezialfabrik der Branche in der Schweiz